

HEIRAT UND GEFANGENNAHME

„Wacht auf, wacht auf!“ schallte die Stimme des Ausrufers durch das Lager. Sein lauter Singsang durchbrach die Stille des frühen Morgens. „Zieht eure Festkleidung an, denn dies ist ein Tag der Freude! Heute wird eine neue Familie gegründet!“ Dieser Bekanntmachung folgte der zeremonielle schrille Schrei. Als er langsam durch das Sioux-Lager ging, wiederholte der Rufer seine Ankündigung und ließ ihr jedes Mal den zeremoniellen Schrei folgen. In Erwartung des großen Ereignisses wurden die schläfrigen Augen schnell wach, und jeder bereitete sich darauf vor, den Tag in aller Fröhlichkeit zu verbringen. Aufgeregt schwatzend machten sich die Frauen an die Arbeit, denn das Festmahl, das jede Heirat begleitete, musste bereits früh zubereitet werden. Junge Hunde wurden an Pfähle gebunden und zu Tode geprügelt, damit man ihre zarten Körper mit dem Essen zusammen kochen konnte. Es verlieh dem Eintopf ein besonders würziges und köstliches Aroma. Nachdem man sie auf das Feuer geworfen hatte, um die Haare abzusengen, wurden die jungen Hunde abgeschabt, gesäubert und zerlegt. In kleine Stücke geschnitten und mit wilden Rüben gekocht, wurde Hundefleisch als Delikatesse betrachtet und nur zu besonderen Gelegenheiten serviert. Auserlesenes, getrocknetes Wildbret und getrocknetes Büffelfleisch wurden für ein weiteres schmackhaftes Gericht mit getrocknetem Mais gekocht. Durch das Kochen kräuterartiger Pflanzen wurden weitere Leckereien zubereitet: zerstoßene Maiskörner wurden mit Büffeltalg und Bienenhonig vermischt, um daraus Wasna, eine Art Keks, zu formen. Soßen und Nachspeisen aus wilden Beeren vervollständigten das Menu für dieses Festmahl. Aber selbst mit all den verschiedenen Aktivitäten war der Tag lang, und gegen Abend waren die Menschen der Spiele, des Kochens und des Scherzens überdrüssig und erwarteten freudig die Stunde, an der das Festmahl beginnen sollte. Nun war endlich der Zeitpunkt gekommen, an dem Chiefeagle, der alte und geachtete Anführer des Lagers, sein Volk zusammenrief. Sein Name bedeutete nicht „Häuptlingsadler“, sondern Adler, der die anderen führt. „Meine Verwandten!“ begann er mit Nachdruck. „Am heutigen Tag ist mein Herz sehr glücklich, obwohl ich auch ein wenig traurig bin; traurig deshalb, weil mein Zuhause einen starken, jungen Mann verlieren wird, der mir sehr ans Herz gewachsen ist. Dieser tapfere Junge hat in den wenigen Jahren seines Lebens bereits viele Dinge gelernt – Dinge, die manche Menschen aus diesem Land nie wissen werden.“ Die aufkommenden Gefühle erstickten seine Stimme und der alte Mann musste sich räuspern, bevor er fortfahren konnte. „Mit Weisheit und in edler Absicht wählte er einen schwierigen Weg, und gelobte, diesen bis zum Ende zu gehen. Er hat sich vom Rande des großen, weißen Weges eine zerbrechliche Blume für sein Herz gepflückt; eine wunderschöne Blume, die ihm viel Harmonie und zauberhafte Momente bringen wird.“ Er machte eine lange Pause, und sein Volk wartete still auf seine nächsten Worte. „Meine Stimme versagt mir, aber mein Herz wünscht ihnen alles Gute. Im Namen meines Volkes werde ich das Heilige Mysterium bitten, ihnen den Reichtum ewigen Glücks zu geben.“ Chiefeagle drehte sich langsam um seine Achse, und unter dem tosenden Beifall der Leute schritt er mit gesenktem Haupt auf sein Zelt zu. Als er seine Fassung wiedererlangte, kehrte der alte Häuptling zurück, um zu verkünden, dass das Essen nun fertig sei. Daraufhin ging das ganze Dorf dazu über, große Mengen an Speisen zu verschlingen, bis sie buchstäblich platzten. Doch selbst dann baten sie noch um Nachschlag und hielten fordernd ihre Becher und Schüsseln hoch. Das Festmahl war mehr als reichlich gewesen, und was sie nicht mehr verzehren konnten, wurde für später aufgehoben. Die Sioux hatten zu viele Hungersnöte erlebt, um auch nur einen Krümel des Essens zu vergeuden. Es war kein Zufall, dass zum Schluss nicht der geringste Speiserest im Kochgeschirr zu finden war. Während des gesamten Abendessens waren die Leute darauf bedacht, der Braut und dem Bräutigam genügend Aufmerksamkeit entgegenzubringen. Keyaschante wurde für seinen Mut und seine Großzügigkeit sehr bewundert, und man mochte ihn wegen seines schüchternen und aufrichtigen Wesens. Sein Name bedeutete „Schildkrötenherz“ und gab ihm Kraft und Weisheit. Alle Herzen waren mit Freude darüber erfüllt, dass der Enkel ihres hoch geachteten Anführers Chiefeagle eine Frau heiraten würde, die mit ihrer hellen Haut und ihren blauen Augen längst eine der ihren geworden war. Das Festessen verbrachten die Braut und der Bräutigam im Stehen, wie es der Brauch verlangte. Durch die blauschwarzen Haare von Tscheyesa-win stach ihre helle Haut noch mehr hervor. Ihre ungeflochtenen Haare umgaben ihr ovales Gesicht wie ein Wasserfall aus natürlichen Locken und ein leichter Windhauch schien mit ihnen zu spielen. Ihre blauen Augen waren groß und ausdrucksvoll, und ihre vollen, verletzlichen Lippen hatten die Farbe wilder Kirschblüten. Tscheyesa-wins atemberaubende natürliche Schönheit wurde durch ihre

Kleidung noch betont. Von den Schultern bis zu den Füßen war sie in weiße Rehhaut gehüllt und mit der wahren Kunstfertigkeit der Sioux waren ihre Mokassins, Leggings und das Kleid mit Mustern aus Stachelschweinborsten verziert. Ihre stolze und aufrechte Gestalt war in der Tat eine bemerkenswerte Erscheinung. Sie hatte eine sportliche Figur mit einer schlanken, zierlichen Taille und breiten Hüften, deren Anmut viele Jahre auf dem Rücken eines Pferdes verrieten. Umso ungewöhnlicher erschien daher ihr Name, denn Tscheyesa-win bedeutete „Frau, die immer weint“. Jetzt konnte man auch die dumpfen Töne einer Trommel hören. Die im Herzen jungen Menschen wurden ungeduldig, und noch ehe die Älteren ihr Mahl beendet hatten, nahmen die jungen, stürmischen Krieger eine große, geschmückte Zeremonien-Trommel, trugen sie zum Mittelpunkt des Lagers und begannen den langsamen Rhythmus des Rund-Tanzes zu schlagen. Als die Trommeln lauter wurden, stimmten die Sänger ein Liebeslied an, das der Braut und dem Bräutigam huldigte. Als das Lied beendet war, wurde es auf einmal ganz still, und nur ein einsamer Trommler schlug sanft mit halber Geschwindigkeit den Takt des vorherigen Liedes. Keyaschante und seine Braut erhoben sich, und er legte mit einer schüchternen Bewegung den Arm um ihre Taille. Seite an Seite betraten die beiden nun langsam, mit erhabenem Schritt den Tanzbereich. Mit verschränkten Händen und ohne einen Blick auf ihre Umgebung zu verschwenden, tanzten sie den Takt aus zwei wiegenden Schritten. Nachdem sie einmal den Kreis der Zuschauer abgeschritten hatten, nahmen die übrigen Trommler den Takt mit viel Freude wieder auf. Dies war das Zeichen für die Frauen endlich aufzustehen und die Männer ihrer Wahl zum Tanz zu bitten. Paar um Paar reihte sich hinter der Braut und dem Bräutigam ein, folgte den Schritten des Kaninchen-Tanzes. Leichtfüßig und anmutig bewegte Keyaschante seinen Körper zum Takt der Musik. Seine glänzenden schwarzen Haare waren auf Schulterlänge geschnitten, und ihre Spitzen strichen leicht über seine Nackenmuskulatur. Auf seinem Kopf trug er eine einzelne, gefleckte Adlerfeder, deren Spitze zwischen den Haarsträhnen ruhte. Sein mittelgroßer Körper bewegte sich mit der Gewandtheit eines Hirsches, Zeichen seines athletischen und aktiven Lebens. Sein kupferrotes Gesicht war mit einer männlichen Schönheit ausgestattet, und seine Augen leuchteten vor stolzer Würde. Als der Tanz beendet war, erfüllten wilde Schreie und Kriegsrufe in allen Tonlagen die Luft. Doch der Ausrufer des Lagers überstimmte sie alle, als er rief: „Schaut euch noch ein letztes Mal die Liebenden an, ehe sie für immer miteinander verschmelzen.“ Die guten Wünsche hallten noch immer in den Ohren von Keyaschante und Tscheyesa-win, als sie in die Dunkelheit eintauchten, die sich nun langsam über die Ebene senkte. Der Tanz würde noch bis Sonnenaufgang weitergehen, aber das frisch vermählte Paar musste sich auf eine andere Reise begeben. Die Klänge des Festes hinter sich lassend, wanderten sie in die Nacht hinein, und sie hielten nicht eher an, bis die Sterne in der Morgendämmerung ihren Glanz verloren. Sie wählten die Abgeschlossenheit einer schmalen Schlucht, die mit großen Kiefern und üppigem Gras bewachsen war, um dort ihr Eheleben aufzunehmen. Sie legten ihre Decken neben eine sprudelnde Quelle und ließen sich zum Rasten nieder. Der indianischen Jugend ist eine gewisse Schüchternheit angeboren, und deshalb wagten sie es nicht, sich gegenseitig anzuschauen, obgleich der Wunsch dazu sehr stark war. Nach einem langen Augenblick, der den beiden wie die längste Stille ihres Lebens vorgekommen war, fand Keyaschante endlich den Mut zu

sprechen. „Tscheyesa-win...“, murmelte er, „die merkwürdigste Art von Schüchternheit umklammert mein Herz und raubt mir die Worte. Aber bald wird das wilde Schlagen meines Herzens vorüber sein.“ „Oh Keyaschante, mein Geliebter, auch mein Herz klopft wie verrückt. Nur wegen dir schlägt es auf diese Weise.“ Tscheyesa-wins weitere Worte gingen in Keyaschantes Umarmung unter. Die Stille war gebrochen und die schüchternen Ängste des Paares überwunden. In glückseliger Abgeschlossenheit teilten die Frischvermählten die folgenden Stunden, bis ein neuer, zunehmender Mond am westlichen Himmel erschien. Gemäß der Legende war dies ein günstiger Zeitpunkt, um etwas Wichtiges zu unternehmen und die Hochzeit war sorgfältig geplant worden, sodass sie an Neumond stattfinden würde. Braut und Bräutigam zu diesem Zeitpunkt zu stören, hatte den Ausschluss aus dem Stamm zur Folge – die höchste Strafe für jede ernsthafte Verletzung der Stammesgesetze. Der Tag huschte über die Erde und ein leichter Windhauch strich durch die Schlucht, als Tscheyesa-win endlich erwachte. Sie öffnete die Augen und erblickte eines der Wunder der Natur – einen erstaunlichen Sonnenuntergang, der die Erde in glühendes Rot tauchte. Sie lag noch eine Weile im Halbschlaf, nahm aber trotzdem die wechselnden Farben wahr. Die Wirklichkeit schien so weit weg; weit, weit weg. Es kostete sie einige Überwindung daran zu denken, dass sie Feuerholz sammeln musste, ehe die Dunkelheit die Schlucht umhüllen würde.

Völlig zu erwachen bedeutete jedoch, den Bann der Verzauberung endgültig zu brechen, und nur zögernd akzeptierte ihr Kopf diese Tatsache. Schnell vergingen die Tage, und es wurde Zeit, die Rückreise zu ihrer neuen Heimstatt zu beginnen. Während Keyaschante und Tscheyesa-win ihre Wasserbeutel an der Quelle füllten, bedauerten beide, dass sie diesen schönen Platz nun verlassen mussten. Auf beide warteten ihre Verpflichtungen in der Gemeinschaft der anderen und die schönen, ungezwungenen Tage wären vorbei. „He ihr! Sioux! Tut was ich sage! Ich hab’ Leute bei mir, also macht nichts, was ihr später bereuen würdet.“ Mit einem Schlag war die Ruhe der vergangenen Tage zerstört, und in Keyaschantes Bewusstsein stieg die harte Erkenntnis hoch, dass dies nur Ärger bedeuten konnte. „Geh von der Frau weg und leg dich da drüben bei dem toten Baum hin!“ Keyaschante erkannte an dem Akzent, dass es sich um einen Santee Sioux handeln musste, und seine Gedanken überschlugen sich in der bitteren Erkenntnis, dass diese Stimme nicht freundlich klang. Als Keyaschante auf ein Knie herunterging, blickte er über seine Schulter und erkannte, dass die Stimme nicht übertrieben hatte. Drei weiße Männer tauchten aus dem Dickicht der Büsche am Ende des Lagers auf. Keyaschante schaute Tscheyesa-win an, als wolle er mit seinen Augen sagen, dass es keinen Sinn hatte, sich dem Befehl zu widersetzen. Dies zu tun, würde wahrscheinlich mit seinem Tod enden, und ihr würde man wehtun oder gar Schlimmeres zufügen. Tscheyesa-win war unfähig, ihre Augen von dem Gesicht ihres Mannes abzuwenden. Nach außen hin erschien sie ruhig, aber ihr Herz klopfte wie wild. Geschichten von Leuten, die eine helle Haut wie die ihre hatten, rasten durch ihren Kopf, und sie hatte Angst. Ihre Unterarme und Handgelenke bedeckten sich mit feinen Schweißperlen und ihr Atem kam gepresst. Sie beobachtete, wie die drei weißen Männer Keyaschantes Waffen entfernten, aber sie konnte ihr Gemurmel nicht verstehen. Der Santee stand auf der anderen Seite und beobachtete sie mit Habichtaugen, denen weder die Schönheit des Mädchens noch die feine Machart ihrer Bekleidung entgingen. Er schritt langsam auf sie zu und fragte: „Sprichst du Sioux?“ Unfähig zu sprechen, nickte sie nur, während sie in Keyaschantes Gesicht nach einer möglichen Anweisung forschte. Der Santee Krieger wandte seine Aufmerksamkeit Keyaschante zu. „Mein Name ist Dürrer-Vogel. Und als wer bist du bekannt?“ „Man nennt mich Keyaschante“, antwortete der junge Sioux in einem gleichmäßigen Tonfall. „Was wollt ihr von uns?“ „Wir wollen eigentlich nur eure Pferde. Wir brauchen sie, um unsere Reise fortzuführen. Wir wollen weder dich noch deine Frau verletzen, aber nun müssen wir euch eben wegen ihr mitnehmen, bis wir die Paha Sapa, die Schwarzen Berge, überquert haben. Falls du zu deinem Lager zurückkehren könntest, würdest du andere mitbringen, die uns verfolgen. Wir sind auf dem Weg zu dem Ort des gelben Metalls, jenseits der Black Hills, wie der weiße Mann sie nennt.“ „Dies hier ist das heilige Land meines Volkes, der Tetonwan. Warum bringst du diese Männer in das heilige Gebiet? Was für ein Mann bist du, dass du deine Verwandten verrätst?“ Keyaschante spuckte auf den Boden vor Verachtung. „Denk doch mal an dich. Du hast die gleiche Farbe wie wir und du gehörst zu uns, nicht auf die Seite der weißen Leute, deren Herzen und Zungen gegen unser Volk sind.“ „Deine Zunge sollte diese Fragen nicht stellen, Keyaschante!“ Dürrer-Vogel drehte sich auf dem Absatz um und ging auf einen bartlosen weißen Jungen zu, um ihn zu den Pferden zu begleiten. Nach diesem bitteren Wortwechsel entwich kein weiteres Wort mehr den Lippen von Keyaschante und Dürrer-Vogel. Stattdessen wurden in unangenehmer Stille die Vorbereitungen für die Reise getroffen. Tagelang war die kleine Gruppe unterwegs, immer auf der Hut, entdeckt zu werden. Geschickt vermied Dürrer-Vogel die Indianerlager, die sich entlang der Strecke befanden. Während der ganzen Reise bewegten sie sich hintereinander, wobei Dürrer-Vogel der Anführer war, gefolgt von Tscheyesa-win. Danach kamen die drei weißen Männer und Keyaschante war der Letzte. Diese Anordnung war eine Idee von Jim, dem bartlosen jungen Mann, der bald bemerkt hatte, dass Keyaschante nicht ohne Tscheyesa-win versuchen würde zu fliehen. Außerdem wusste er, dass Keyaschante der beste Mann sein würde, um Angriffe aus dem Hinterhalt abzuwehren. Dürrer-Vogel drohte Keyaschante damit, dass man Tscheyesa-win das Leben nähme, wenn irgendein Angriff von hinten erfolgen würde. Keyaschante traf daraufhin natürlich jede Vorsichtsmaßnahme, um einen möglichen Angriff abzuwehren. Manchmal ritt er in die Wälder, die gelegentlich an ihrem Weg lagen, dann wieder ritt er die Strecke zurück, die sie genommen hatten, um etwaige Spuren zu verwischen. Immer hoffte er, dass er vielleicht die Chance hätte, vor einem möglichen Angriff mit seinen Leuten in Kontakt zu treten, damit er einen Plan zu ihrer Rettung ausarbeiten konnte. Jede Nacht, nachdem sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, stellte der Bartlose einen Zeitplan für die Wachen auf. Keyaschante wusste, dass dieser, trotz seiner

jugen Jahre, der wahre Anführer der Bande war, und Dürrer-Vogel nur ein Kundschafter. Tscheyesa-win blieb von Keyaschante getrennt und jede ihrer Bewegungen wurde argwöhnisch beobachtet. Sie war die Versicherung dafür, dass man das Land der Teton Sioux sicher durchqueren konnte, und alle wussten das. Dem jungen Paar wurde es nicht erlaubt, ein einziges Wort miteinander zu sprechen und ihre einzige Verständigungsmöglichkeit bestand aus Blicken und gelegentlich einem heimlichen Signal mit der Hand. Eines Nachts, nach einem langen Tagesmarsch durch unwegsames Gelände, sah Keyaschante blicklos zum Sternenhimmel hinauf und dachte voller Sorge an Tscheyesa-win. Er fragte sich, wie sie das scharfe Tempo, das von Dürrer-Vogel bestimmt wurde, mithalten konnte. Er bemerkte nicht, dass Dürrer-Vogel sich näherte und zuckte beim Klang der Stimme des Santee zusammen. „Keyaschante, es ist schwer für deine Frau, so zu reisen, wie wir dies tun. Es wird bald vorbei sein. Wir waren schnell, seitdem wir den Missouri River überquert haben, und wir werden den Yellow Stone in etwa drei Tagen erreichen.“ Dürrer-Vogel schwieg einen Moment und setzte sich müde zu Keyaschante. Erschien nervös zu sein, und dies stand im Widerspruch zu seinem sonst so selbstsicheren Gehabe der vergangenen Tage. Mit leiser Stimme fuhr er fort: „Jim sagte, dass er dich und deine Fraugehen lassen wird. Er sagte auch, dass er dir die beiden lahmen Pferde geben wird. Wir werden bald aus eurem Gebiet verschwinden, und dann werdet ihr für uns nicht mehr länger von Nutzen sein.“ „Das ist gut“, antwortete Keyaschante. „Ich glaube nämlich, dass meine Frau nicht in der Lage ist, noch viel weiter zu gehen. Doch sage mir... warum bist du mit diesen Blassgesichtern zusammen? Wir sind doch beide Sioux, du und ich, wir müssen mit aufrechter Zunge miteinander sprechen, wie ein Bruder zum anderen.“ „Gut gesprochen, Keyaschante, aber du weißt nicht, was ich weiß.“ Der Santee hielt inne, um nach den richtigen Worten zu suchen. „Wenn ich an die Leute denke, die ich kenne, dann sehe ich eine lange Reihe, Indianer und Weiße; aber in den vergangenen Wintern sehe ich nur noch Weiße! Wie eine nicht enden wollende Flut!“ Eine gewisse Bitterkeit beschlich die Stimme Dürrer-Vogels. „In dem Land meiner Kindheit lebten wir als freies Volk, bis vor ein paar Jahren. Nun gibt es unser altes Leben nicht mehr, denn die Blassgesichter haben jetzt dort die Macht. Mit ihren vielen Blauröcken und Waffen haben sie all das genommen, was uns gehörte. Wir sind nichts anderes als das Treibholz nach einer Flut. Die weißen Männer besitzen das meiste unseres Landes, aber nicht gemeinsam mit ihren Brüdern, sondern allein. Sie streben danach, mehr als ihre Nächsten zu besitzen und bekämpfen sich untereinander. Sie gieren regelrecht nach diesen Besitztümern! Für sie scheint richtig und falsch das gleiche zu sein.“ Dürrer-Vogel kämpfte, um seine Gesichtszüge zu kontrollieren. „Für mein Volk gibt es keine Wünsche und Ziele mehr. Für die meisten besteht der Sinn des Lebens nur noch darin, sich zu betrinken, und nicht mehr darin, das zu bewahren, was ihren Brüdern seit hundert Jahren gehörte. Ebenso weigern sich viele, ihre bisherige Lebensweise aufzugeben, denn sie verstehen unter Freiheit, dass sie das Recht haben, zu jagen, zu essen und zu feiern.“ „Dürrer-Vogel“, unterbrach ihn Keyaschante, „das zu tun, was du tust, ist mit dem Mut einer Maus zu vergleichen. Wir sind ein stolzes Volk, und was wir jetzt tun, wird unsere Zukunft in den heiligen Paha Sapa beeinflussen. Wenn wir jetzt nicht handeln, sind wir Feiglinge. Nur Dummköpfe würden ihre Waffen niederlegen und kapitulieren. Das müssen wir den weißen Leuten verständlich machen. Wir müssen sie bekämpfen, um zu zeigen, dass wir keine Kinder sind. Ho! Es ist besser, im Kampf zu sterben!“ Dürrer-Vogel lachte bitter und entgegnete: „Ich werde dir etwas erzählen! Verstehe meine Worte und du wirst von meinen Taten nicht so empört sein.“ Er machte eine kurze Pause und fuhr dann mit monotoner Stimme fort: „Vor einiger Zeit wurde ich Kundschafter für die Blauröcke, den berittenen Soldaten der Regierung. Ich werde gar nicht erst versuchen, alle Gründe hierfür zu nennen, aber ich war einer der Überlebenden einer Gruppe Santees, die von der übermächtigen Streitmacht weißer Soldaten vernichtet worden war. Alle meine Verwandten wurden abgeschlachtet und das gleiche geschah auch mit meinem Geist. Mir blieb nichts als mein nackter Körper, und um diesen zu ernähren, trat ich den Soldaten bei. Sie versorgten mich mit Essen und Kleidung. Als Gegenleistung half ich ihnen als Scout. Bald schon wurde ich der Anführer der Kundschafter, und dies vergrößerte natürlich die Möglichkeiten, meinen Leuten zu helfen. Auch kam ich in näheren Kontakt mit den Blauröcken und es entwickelte sich zwischen uns so etwas wie eine Freundschaft – mit Jim, dem Bartlosen, sogar eine engere Freundschaft. Er lehrte mich die englische Sprache und zeigte mir die Lebensweise des weißen Mannes. Er unterstützte meine Gedanken und meine Taten. Er war unter den Weißen mein einzig wahrer Freund.“ Dürrer-

Vogel fuhr in einer leisen, monotonen Stimme fort und es erweckte den Anschein, als würde er mit sich selbst reden. „Eines Tages bekam er Schwierigkeiten und rechnete mit Vergeltung von den anderen Blauröcken. Daraufhin fragte er mich, ob ich sein Kundschafter werden wolle, und ich willigte ein. Er sagte mir, dass es seine Vorgesetzten nicht gerne sähen, wenn er den Armeeposten verließ, und deshalb müssten wir nachts gehen, während die anderen schliefen. In dieser Nacht schlichen wir und zwei weitere Männer aus dem Stützpunkt und machten uns auf den Weg zu den Goldfeldern.“ Er machte eine nachlässige Handbewegung und grunzte verächtlich. „Als Anführer der Kundschafter war es leicht für mich, Pferde und Verpflegung für unsere lange Reise zu besorgen. Wir trieben die Pferde an, und sie waren bereits sehr müde, als wir auf euer Lager trafen. Wir hatten vor, eure Pferde zu stehlen, aber wir konnten es nicht, weil ihr zu dicht bei ihnen gewesen seid. Jim und die anderen wollten euch beide umbringen, aber ich überzeugte sie davon, dass dies nicht gut wäre.“ Um seine Worte zu unterstreichen, schlug Dürrer-Vogel leicht auf Keyaschantes Knie, dann fuhr er fort. „Falls deine Verwandten die schändliche Tat entdeckt hätten, würden sie uns wie Wölfe jagen, um euren Tod zu rächen. Es war das Beste, euch als Geiseln mitzunehmen, da eure Leute nichts unternehmen würden, um euch beide nicht zu gefährden. Und jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, an dem wir euch freilassen werden, so dass ihr nach Hause gehen könnt.“ „Mein Herz liegt im Staub für dich, Dürrer-Vogel. Obwohl ich dir in vielen Punkten nicht zustimme, muss ich dir dafür danken, dass du unser Leben verschonst. Du wirst nie fürchten müssen, dass wir dich verraten, wenn wir frei sind. Tscheyesa-win wird dies verstehen. Aber sie kann die weißen Männer nicht verstehen, denn seit sie ein kleines Baby war, lebt sie wie eine Sioux und kennt nur unsere Kultur. Dürrer-Vogel, sag' mir, was denken die weißen Männer über sie?“ „Seit dem ersten Tag gab ich ihnen zu verstehen, dass der Mann, der es wagen würde, sich an deiner blassgesichtigen Frau zu vergreifen, wie ein räudiger Hund sterben würde – mit einem Messer an seiner Kehle.“ „Jenem Bartlosen, der Jim genannt wird, traue ich nicht“, warnte Keyaschante. „Ich sehe das wachsende Verlangen in seinen Augen, wenn er Tscheyesa-win beobachtet, und das gefällt mir nicht. Mir liegt ihre Sicherheit sehr am Herzen. Er mag vielleicht dein guter Freund sein, aber das Verlangen nach einer Frau kann einen Mann verrückt machen.“ Dürrer-Vogel antwortete nicht, sondern stand auf und ging. Kurz nachdem er sein Nachtlager auf der anderen Seite des Feuers errichtet hatte, schaute er Keyaschante noch einmal an. Durch Zeichensprache gab er zu verstehen, dass er Jim im Auge behalten würde. Keyaschante wusste, dass Dürrer-Vogel mit aufrechter Zunge gesprochen hatte, und als er sich auf den Boden legte, stellte er erschöpft fest, wie gut dies seinem schmerzenden Körper tat. Trotz seiner Müdigkeit konnte er lange nicht einschlafen. Zu viele Dinge spukten in seinem Kopf herum und er musste langsam Pläne machen, wie er nach seiner Freilassung zum Lager zurückgelangen konnte.